Zeitschrift: Der Schweizer Freidenker
Herausgeber: Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 1 (1915)
Heft: 21

Artikel: Kampffreude
Autor: Seidel, Rob.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-406658

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kampffreude

von Rob. Seidel.

Hinaus, meim Schiff, hinaus, hinaus,
Hinaus auf hohe Wogen!
Wer nie verließ das enge Haus,
Wen nie es hingezogen
Mit Allgewalt auf's ew'ge Meer
Und auf des Lebens Weiten —
Des' Herz ist kraft- und liebeleer,
Ein Sack voll Nichtigkeiten.

Hinaus zum Streite für das Recht!
Hinaus aus ruh'gem Hafen!
Zur Höhe stürmt ein neu Geschlecht,
Derweil die Knechte schlafen.
Ich nehme in die Hand mein Los
Und werf' es in die Wogen —
Nur der ist frei, nur der ist groß,
Der kämpfend es gezogen.

Hinaus, wo sich die Armut drängt
Zum Lichte auf die Gassen,
Und dunkle Heldenschar gesprengt
Den schweren Bann der Massen;
Hinein in's dichteste Gewühl
Will meinen Fuß ich lenken —
Vor guten Kampfes Hochgefühl
Muß Furcht die Speere senken.

Und schlägt in wucht'gem Wogenprall
Mein Sturmboot auch in Splitter,
So will ich segnen doch den Fall
Im leuchtenden Gewitter.
Weit besser ist es auf der Höh'
In Sturm und Kampf verderben,
Als in des Hafens toter See
Scheinlebend langsam sterben.

Hinaus in's Menschheitsackerfeld,
Wo's Zukunftsblüten regnet;
Wer dort in treuer Arbeit fällt,
Ist über's Grab gesegnet:
Und wer darein die Furchen zieht
Und streut gesunden Samen,
Dem rauscht die Ernte Dankeslied
Und preiset seinen Namen.

Das letzte Stündlein des Jahres 1915.

Märchen von Karl Flubacher, Basel.

Keuchend, mit gebeugtem Rücken, schleppt sich das alte Jahr zu Berge. Sein letztes Erdenstündchen möcht' es mit sich allein sein in Alpeneinsamkeit. Aber wie sich der greise Mann kaum auf einen Eisblock setzt oben im Firnschnee, da dringen auch schon menschliche Stimmen an sein Ohr, immer mehr, immer lauter, und nun löst sich aus der dunkeln Nacht Gestalt an Gestalt. Von allen vier Winden streben sie dem Gipfel zu; es ist, als seien rings die Bergwälder lebendig geworden. Und wie sie alle näher kommen, droht ein dumpfes tausendstimmiges Grollen durch die Luft: „Du unglückbringendes 1915, ob du uns auch entfliehest, wir finden dich doch, dir zu fluchen, für all das Unheil, das du über uns gebracht hast!“

Das alte Jahr erhebt seine matte Stimme: „Ich bin frei von Schuld. Er mög' euch selber Rede stehn, mein unseliger Gast, der Krieg“ — Der Alte stösst ein scharfes Zischen durch die Zähne, dass alsbald ein Bote herbeieilt, den Krieg zur Stelle zu schaffen.

Es mag kaum die Länge eines Windstosses sein, kommt ein wildverwegenes Dreigespann durch die Luft gejagt; denn der Krieg reitet nicht allein. Zur Rechten zügelt er den unbändigen Wildschimmel, dass dessen Hufe Funken schlagen und giftiger Hauch aus den weitgesperrten Nüstern schnaubt, und dröhnend schlägt der Allzerstörer mit dem schweren Eisenhammer, dass alles unter seinem Tritt in Stücke springt. Auf seltsam langhalsigem Getier zur Linken reitet auf fledermausbesticktem Sattel der grinsende Tod, des Krieges einziger grimmer Feldherr, dessen Knochenhand die Sense führt ohne Unterlass. So reiche Beute wird ihm selten, drum lacht er höhnisch auf bei jedem Schnitt ins volle Menschenleben. Und zwischen beiden kommt auf blutigem Ross mit aufgehobenen Händen und angstgesperrten Augen der grause Schrecken angefahren.

„So reitet der Krieg“, raunen sich die Menschen zu und erstarren.

„Nun, Menschenkinder, bringt selber ihm das Uebermass der Klagen vor“, gebeut das greise Jahr.

Da hebt im Volk ein Weinen und Wehklagen, ein Zürnen und Grollen an, wogt hin und her und dröhnt hinaus in die stille Silvesternacht: „Du nimmst uns unsre Männer, unsre Brüder, unsre Söhne, unsre Kinder — die Stärksten lässest du zu Krüppeln werden — du zerstampfest unsre Saaten — du legst Feuer an unsre Häuser — du stössest unsre Schiffe in der Meere Tiefen — du sprengst unsre Brücken in die Luft — du — du — . . .“ Zorngeballte Fäuste recken sich auf, fort und fort brandet das Stimmenmeer und will nimmer enden, bis der Greis zur Ruhe mahnt: „Sprich, Krieg, verklagen sie mit Recht dich oder Unrecht?“

Der Krieg schneidet ein verächtliches Rohgesicht und lässt seine Donnerstimme schnarren: „Sie reden wahr. Allein auch mich trifft nicht die Schuld; sie trifft nur die, die mich gerufen.“

„Sprich, wer die sind! Mit dem Leben sollen sie es büssen“, grollt die Menge.

„Ihr seid es selbst, die Menschen riefen mich“, grinst der Blutige. „Ihr steht verwirrt — ihr glaubt es nicht — das dacht ich mir — drum nahm ich Zeugen mit!“ — Er winkt.

Eine vermummte Gestalt tritt vor und schlägt ihr Gewand zurück: Ein Mann mit hoher Stirn und hartgefurchten Händen — die Arbeit.

Staunen ergreift rings die Menschen: „Die Arbeit soll für den Krieg zeugen, sie, die nur gedeiht, wo der Friede thront?“

„Ich komme nicht als Freund des Krieges“, spricht der Mann mit tiefer, weithin vernehmbarer Stimme, „ich komme nur, die eine Wahrheit euch zu künden, dass die Millionen, die mir dienen, auch jenem zu Gebote stehen, dass sie mit Kopf und Händen nicht nur schaffen, was der Friedensarbeit frommt, sondern dass sie alsbald jedes neue Werk auch in den Dienst unseres grössten Feindes, des Krieges, stellen. Dies alles will ich euch zur Stund' vor Augen führen; denn selbst heute schweigen die Kanonen nicht; ihr Donner und das Stöhnen der Verwundeten macht dem alten Jahr sein letztes Stündlein schwer.“

Der Greis winkt einen Boten herbei. Der holt alsogleich die Mondlaterne vom Berg herunter. Er stellt sie hinter schwarze Scheiben, dass sie nur noch durch eine Ritze hindurchzugucken vermag und nun einen so mächtigen Schein über die Erde wirft, dass sie überall, wo er hinfällt, taghell vor einem liegt. Es lässt sich leicht denken, wohin der Mann den Scheinwerfer spielen lässt! Da fährt zunächst ein Eisenbahnzug über den Lichtweg, saust bei den Stationen vorbei und nimmt weder Leute noch Waren mit. Es ist ein Panzerzug, Lokomotive und Wagen sind mit schweren Panzerplatten belegt, damit die Schüsse abprallen: er fährt in Feindesland. — Dort Automobile eine ganze Reihe. Hei, wäre das fein, eine Ferienfahrt! Ach, Kanonenrohre ragen auf; Motorbatterien nennen sich die Ungetüme, die ihre schweren Geschütze in Autoeile auf das Kampffeld tragen. — Welch prächtiger Salondampfer schneidet gegen Westen die mondbeglänzten Meereswogen, den alten Erdteil mit dem neuen zu verbinden? Schau näher hin! Sitzen sorglose Passagiere an Bord, sich der funkelnden Sterne zu freuen? Nicht doch, schwarze Rohre drohen an des Schiffes Planken. Mit scharfen Fernröhren spähen die Offiziere nach einem feindlichen Kreuzer aus. Die Lichter sind ausgelöscht, nur hin und wieder zuckt ein silberner Streifen über die Wasser: ein Scheinwerfer sucht das Meer nach einem fremden Schlachtschiff ab. In der Zelle, wo die Telegramme abgegeben werden, die drahtlos zur Küste eilen, Kunde vom Schicksal des Schiffes zu berichten, sitzt der Telegraphist mit stolzem Lächeln und tippt: Heute einen Dampfer in den Grund gebohrt . . . — Was kreist hoch über jener Grosstadt, die im Schlummer liegt? — Ein Luftschiff, stolz und mächtig! Aber wo sind die Tausende, die begeistert „Zeppelin! Zeppelin!“ rufen und stolz sind, in der Zeit zu leben, in der der Mensch die Lüfte erobert? In banger Erwartung, ohne Licht liegt die Stadt. Da lässt der Riesenwurm kleine runde Körper fallen, Bomben mit Sprengstoffen gefüllt, die der Chemiker in jahrelangem Forschen entdeckt hat. Wozu? Felsen, Tunnel, Flussläufe zu sprengen. Und heute? Hört ihr den furchtbaren Knall der Explosion! Häuser und Strassen wandeln sich in Trümmer. Schreckensbleich springen die Stadtleute aus den Betten. Scheinwerfer blitzen am brandgeröteten Nachthimmel auf. Das verderbensäende Luftschiff ist längst davon. Was hilfts, dass ihm einige tollkühne Flieger nacheilten, dass noch lange Gewehr- und Kanonengeknatter durch die Luft zittert . . .

Noch tausend Dinge möchte der Mann am Scheinwerfer dem Volk vor Augen stellen, ihm zu zeigen, wie der Mensch überall ans Zerstören denkt, auf Zerstören ausgeht. Aber die ungeduldige Menge brüllt: „Die neuen Erfindungen und Entdeckungen sind es also, die das Unheil des Krieges heraufbeschwören. Nieder mit denen, die sie in die Welt bringen!“

„Ihr irrt,“ ruft der Krieg, „als ob ich nicht schon über die Erde ge-